

dtv

Ein heißer Tag in Manhattan. Michael Greenberg sieht ein Polizeiauto vor seinem Wohnhaus parken. Was er erst später erfährt: Oben sind zwei Polizisten damit beschäftigt, seine von Visionen geschüttelte Tochter zu beruhigen. Es ist der Beginn eines langen Weges, den er zu gehen hat, um sein Kind in die Wirklichkeit zurückzuholen. »Ich habe das Gefühl zu reisen, aber ohne Möglichkeit zur Umkehr«, sagt Sally. Ihr Vater folgt ihr auf dieser »Reise«, die sie unter anderem durch die Psychiatrie führt, hin zu einem halbwegs »normalen« Leben.

Ein anrührendes Buch, das einen ganz eigenen Sog ausübt. Es wirkt, so die ›Welt«, »in seiner Detailfülle und seinen tiefgreifenden Charakterstudien eher wie ein geglückter Roman denn wie eine Reportage«.

*Michael Greenberg* ist Kolumnist für ›Times Literary Supplement‹ (London), wo seit 2003 seine Beiträge erscheinen. Seine Prosastücke, Kritiken und Reiseartikel sind bei einem großen Publikum beliebt. Er lebt in New York. Zuletzt ist von ihm erschienen: ›Betteln, borgen, stehlen. Aus dem Leben eines Schriftstellers in New York‹.

Michael Greenberg

*Der Tag, an  
dem meine Tochter  
verrückt wurde*

Eine wahre Geschichte

Aus dem Englischen  
von Hans-Christian Oeser

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Ungekürzte Ausgabe 2010  
6. Auflage 2013  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel  
„Hurry Down Sunshine. A Memoir“  
im Verlag Other Press, New York  
© 2008 by Michael Greenberg  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:  
© 2009 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagfoto: buchcover.com/Walter Wehner  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34633-7

## Vorwort

Am 5. Juli 1996 wurde meine Tochter verrückt. Sie war fünfzehn, und ihr Zusammenbruch markierte einen Wendepunkt in ihrem und auch in meinem Leben. »Ich habe das Gefühl zu reisen, aber ohne Möglichkeit zur Umkehr«, sagte sie in einer plötzlichen Anwendung geistiger Klarheit, während sie auf einen Ort zuraste, von dem ich mir nicht hätte träumen lassen und von dem ich keine Vorstellung hatte. Ich wollte sie an mich reißen und sie zurückholen, doch es gab kein Zurück mehr. Auf einmal war jede Verbindung zwischen uns abgebrochen, schien ein Ding der Unmöglichkeit. Von mir hatte sie sprechen gelernt, von mir ihre ersten Geschichten gehört. Unauslöschliche Erfahrungen, hatte ich gedacht. Und doch waren wir von einem Tag auf den anderen fremd füreinander geworden.

Meine erste Regung war, mir selbst die Schuld daran zu geben. Ich versuchte, die Fehler aufzuzählen, die ich begangen, die Dinge, die ich ihr vorenthalten hatte, aber das reichte nicht aus, um zu erklären, was vorgefallen war. Nichts reichte dafür aus. Vorübergehend setzte ich meine Hoffnung in die Ärzte, bevor ich erkannte, dass diese, abgesehen von dem verhältnismäßig eng umgrenzten klinischen Befund ihrer Symptome, auch nicht viel mehr über Sallys Gemütsverfassung wussten als ich. Wie ich erfahren sollte, sind die der Psychose zugrunde liegenden Mechanis-

men wie eh und je in Geheimnis gehüllt. Wenn mir diese Einsicht auch wenig unmittelbare Hoffnung auf Heilung beließ, so verwies sie doch auf dunklere Rätsel.

Heute gilt es geradezu als Sakrileg, Irrsinn anders denn als eine chemisch verursachte Hirnkrankheit aufzufassen, was auf einer Ebene ja auch zutrifft. Indes gab es bei meiner Tochter Augenblicke, da ich die quälende Empfindung hatte, Zeuge einer seltenen Naturgewalt zu sein, wie ein heftiger Schneesturm oder eine mächtige Flut: verheerend, auf ihre Weise aber auch grandios.

## Erster Teil





5. Juli. Ich wache in unserem Apartment in der Bank Street auf, einer Mietwohnung im obersten Stockwerk eines der ansehnlicheren Wohnblocks im West Village. Der Platz neben mir im Bett ist leer. Pat ist früh aus dem Haus gegangen, zu ihrem Tanzstudio in der Fulton Street, um Buch zu führen und ein paar Dinge zu erledigen. Wir sind seit zwei Jahren verheiratet, und unser Zusammenleben muss sich erst noch von dem Gewicht der getrennten Welten befreien, die jeder von uns in die Ehe eingebracht hat.

Was ich einbrachte, das »Greifbarste« von allem, war meine halbwüchsige Tochter Sally, die, wie ich zu meiner Überraschung feststelle, ebenfalls nicht zu Hause ist. Es ist acht Uhr und bereits stickig heiß. Die Sonne brennt durch das Teerdach, das sich nicht einmal einen Meter über ihrem Hochbett befindet. Gegen Mitternacht ist die letzte Reservesicherung unserer Klimaanlage durchgebrannt; Sally wird wohl das Gefühl gehabt haben, sich ins Freie retten zu müssen, um überhaupt atmen zu können.

Auf dem Wohnzimmerboden liegen die Überreste einer ihrer durchwachten Nächte: ein Walkman, der einen Sprung hat und notdürftig mit Klebeband zusammengehalten wird, eine halbvolle Tasse kalter Kaffee und der in Leinen gebundene Band mit Shakespeares *Sonetten*, über dem sie nun schon seit Wochen mit zunehmendem Eifer brütet.

Als ich aufs Geratewohl eine Seite aufschlage, stoße ich auf ein schockierendes Gewirr von Pfeilen, Definitionen und umkringelten Wörtern. Sonett Nr. 13 sieht aus wie eine Seite aus dem Talmud, die Ränder sind mit so vielen Anmerkungen vollgekratzelt, dass der Originaltext kaum mehr als ein Pünktchen in der Mitte ausmacht.

Dann gibt es Blätter mit Sallys eigenen Gedichten, bestehend aus Verszeilen, die ihr – wie sie mir vor wenigen Tagen anvertraute – »zuflogen, wie Vögel zum Fenster hereinfliegen«. Einen dieser gefallenen Vögel hebe ich auf:

*Und wenn alles still sein müsste,  
versengt dein Feuer einen Fluss aus Schlaf.  
Weshalb, Liebster, soll der große  
Höllentattem küssen, was du siehst?*

Heute Nacht gegen zwei Uhr saß sie auf der Cordcouch und schrieb etwas in ihr Notizheft, während sie in ihrem Walkman immer wieder Bachs Goldberg-Variationen hörte, gespielt von Glenn Gould. Ich war erst spät nach Hause gekommen, ich hatte den Abschluss einer meiner Auftragsarbeiten als freier Schriftsteller gefeiert, eines Textes für ein zweistündiges Video über die Geschichte des Golfspiels, einer Sportart, die ich selbst nie betrieben habe.

»Bist du nicht müde?«, fragte ich.

Heftiges Kopfschütteln, eine Handbewegung, die »Hör auf und lass mich in Ruhe« bedeutete, während die andere Hand, die den Füller hielt, nur noch flinker über die Seite huschte. Kränkende Zurückweisung. Zugleich aber empfand ich heftige Sehnsucht nach einer Periode meines Lebens, in der ich mit den Gedichten von Hart Crane Ähnliches angestellt, all die fremden jazzigen Wörter nach-

geschlagen und mich auf die schiere Kraft seiner (mir nahezu unverständlichen) Sprache eingelassen hatte. Ich blieb in der Tür zum Wohnzimmer stehen und sah zu, wie sie mich ignorierte: ihre mandelförmigen galizischen Augen, ihr Haar, das aus ihrem Kopf nicht so sehr wächst als vielmehr in einem ungestümen Ausbruch von Bernstein gelb hervorschießt, ihr Hunger nach Sprache, nach Wörtern.

Ich bin überzeugt, dass diese Nächte der Lernbegier eine Befreiung von den Minderwertigkeitsgefühlen bewirken, die sich seit dem Tag ihrer Einschulung vor nunmehr fast neun Jahren in ihr angestaut haben. Vielleicht denke ich ja nur aus Gründen der Symmetrie von Damals und Heute, dass Sallys Kindheit an jenem Tag zerflossen war, wie das Einzelbild in einem Stummfilm, bei dem das Licht auf die Größe eines Nadelstichs in der Mitte des Bildschirms zusammenschrumpft. Aber so war es mir vorgekommen. Sie tat sich schwer mit dem Lesenlernen, doch ihre Schwierigkeiten reichten noch tiefer. Das Alphabet war für sie ein Kryptogramm: Das *w* hätte ebenso gut ein Mund voll schiefer Zähne sein können, das *h* ein Stuhl. Die Fibel war für sie ein Buch mit sieben Siegeln. Die Konvention willkürlich festgesetzter und allseits akzeptierter Bedeutung, auf der so gut wie alle menschliche Kommunikation beruht, entzog sich ihrem Verständnis.

Es schmerzte mich, mitansehen zu müssen, wie dieser erbarmungswürdige Ausdruck in ihr Gesicht trat, als hätte sie die Freude an allem verloren. Und doch meisterte ihre Zunge, befreit von der Bürde schriftlich fixierter Sprachzeichen, dieselben Wörter, die ihre Augen auf einer Buchseite nicht zu entziffern vermochten, mit einer Gewandtheit, die ihr Wortspiele, Gedichtvorträge, Argumente, ja ganze Re-

den ermöglichte, wenn sie denn beliebte, sie mitzuteilen – all das zeugte von verblüffend scharfer Intelligenz.

Als ich sie einmal von der Schule abholte, war das Schulchor von Reportern und Kamerateams umlagert. Ein Mädchen aus Sallys Klasse war von ihrem Vater ermordet worden. Schlagartig wurde mir die Gefährdung meiner sechsjährigen Tochter bewusst, zumal der Mörder, Joel Steinberg, und ich eine gewisse physische Ähnlichkeit aufwiesen. Beide waren wir Aschkenasi-Juden – gleicher Teint, gleiche Körpergröße, gleiche Brille. Aufgrund meiner Herkunft fühlte ich mich an dem Verbrechen beteiligt, schuldig, weil aus demselben Umfeld stammend wie der Täter. Was früher einmal unvorstellbar gewesen war, mochte auf geradezu teuflische Weise Nachahmungstäter heraufbeschwören, und so hatte ich das Gefühl, Sally und ich seien einer neuen Gefahrenquelle ausgesetzt: In Amerika meuchelten die Urenkel des jüdischen Milchmanns Tevje ihre Töchter.

Ich drängte mich durch das Gewühl von Journalisten und fand sie inmitten der Menschenmenge. Sie hielt eine Klassenkameradin an der Hand. Ein Reporter hatte sein Mikrofon auf die beiden Mädchen gerichtet und wollte ihre Reaktion herauskitzeln. Sally blinzelte zu ihm auf. Sie hatte ihren Mantel verkehrt herum angezogen, ihre Schnürsenkel waren lose. Ihre Haarspange baumelte nutzlos herab wie ein Insekt, das sich in ihrem Schopf verfangen hatte. Ich sammelte die Mädchen ein und bahnte mir einen Weg durch die Menge.

Etwa um diese Zeit geschah es, dass Sallys Mutter und ich uns trennten. Wir hatten uns in der Highschool kennengelernt, und unsere Scheidung war wie die allzu lange

hinausgezögerte Trennung von Zwillingen: notwendig und herzerreißend. Nach den Turbulenzen jener Monate kamen Sally und ich uns näher. Ich wurde ihr Fürsprecher, der sie umständlich in Schutz nahm: vor ihren Lehrerinnen, vor anderen Eltern und vor unseren eigenen Familienangehörigen, die bestürzt waren über den Abgrund, der sich zwischen Sallys Weltsicht und der der meisten anderen Menschen auftat. Bezeichnet dieser Abgrund nicht genau den Ort, wo die Einbildungskraft gedeiht?, argumentierte ich. Ist er nicht Ausdruck dessen, dass sie Zutritt zu jener erhabenen Sphäre des Geistes hat, die uns anderen verwehrt bleibt?

»Du bist genauso klug wie alle anderen auch«, versicherte ich ihr. »Deine Intelligenz ist angeboren, sie steckt in dir drin. Sieh zu, dass du diese Jahre hinter dich bringst, und das Leben wird anders werden, du wirst schon sehen.«

Und das Leben wurde anders. Wir suchten ein Lernlabor auf, erschwingliche Spezialisten in einem Gemeindezentrum in Chelsea. Als sie in eine Sonderklasse aufgenommen wurde, lernte sie mit der Zähigkeit eines Gelehrten, der sich bemüht, eine tote Sprache zu verstehen, einfache Wörter und Zahlen. Sie schien um eine innere Leistungsfähigkeit zu ringen, die zum Erliegen käme, wenn es ihr nicht gelang, diesen Code zu knacken. Sie erreichte ihr Ziel, machte sich das Selbstvertrauen zunutze, das sie dabei gewonnen hatte, und durfte wieder in den normalen Unterricht zurückkehren – ein Erfolg des Schulsystems. Zwar musste sie sich abermals abplagen, aber mein Versprechen, dass ihre verborgenen Talente früher oder später ans Licht kommen würden, war glaubhaft geworden.

Und jetzt war es so weit! Bach, Shakespeare, die überschäumenden Hieroglyphen ihrer Tagebücher – wenn sie die ganze Nacht aufbleibt, dann deswegen, weil sie nach den Strapazen jener Jahre jede Minute des Triumphes auskostet.

Ich verlasse das Apartment und begeben mich nach unten, fünf Treppen durch ein farbverschmiertes Treppenhaus, in dem seit Menschengedenken nicht mehr sauber gemacht worden ist. Der 5. Juli. Das Wochenende des amerikanischen Unabhängigkeitstages. Das Village kommt mir vor wie ein Hotel, aus dem die anspruchsvollsten Gäste abgereist sind. Wir Zurückgebliebenen wissen, wer wir sind: der Sessionmusiker, der Korrektor, die Dame mit dem Strohhut, von dem Plastiktrauben herabhängen (sie rettet die streunenden Hunde der Nachbarschaft) ... Nun, da ihre Besitzer im Urlaub sind, wirken die blassen Reihenhäuser, als lägen sie im Koma. Die Bank Street ist einem trägen Glanz anheimgefallen.

Ich gehe zu dem Café in der Greenwich Avenue, wo sich Sally morgens gern herumtreibt, und stoße um ein Haar mit ihr zusammen, als sie eben um unsere Ecke biegt. Sie scheint erhitzt, irritiert, und als ich sie routinemäßig frage, was sie vorhat, wendet sie sich mit einem merkwürdig wilden Blick gegen mich, der mich völlig überrumpelt.

»Wenn du wüsstest, was sich in meinem Kopf abspielt, würdest du diese Frage nicht stellen. Aber du hast ja keine Ahnung. Du weißt überhaupt nichts von mir, Vater, oder?«

Sie hebt den Fuß und tritt mit der Sandale so wuchtig gegen einen Mülleimer, dass der Metalldeckel scheppernd zu Boden fällt. Ein Nachbar von gegenüber hebt die Au-

genbrauen, als wollte er sagen: Was geht denn hier vor? Sally scheint ihn nicht zu bemerken oder sich nicht um ihn zu scheren. Obwohl sie jetzt, die Fäuste geballt, reglos da steht und mich anstarrt, hat ihr Auftritt etwas eigentümlich Bewegtes. Ihr herzförmiges Gesicht ist so unruhig, dass mir angst und bange wird. Nicht zum ersten Mal kommt mir der Gedanke, dass ich meiner Tochter eigentlich recht ratlos gegenüberstehe. Aufgewachsen bin ich mit vier Brüdern in einer halbverwilderten Männeratmosphäre. Mein Vater verbrachte den größten Teil seines Lebens als Schrotthändler in einem Lagerhaus im Hafengebiet von Brooklyn. Die weibliche Seite der Welt fehlte bei uns zu Hause beinahe ganz.

Als sie erneut nach der Mülltonne treten will, lege ich ihr die Hand auf die Schulter, um sie daran zu hindern. Gereizt schüttelt sie sie ab.

»Mache ich dir etwa Angst, Vater?«

»Weshalb solltest du mir Angst machen?«

»Du siehst aus, als hättest du Angst.«

Sie beißt sich so fest auf die Lippe, dass das Blut daraus entweicht. Ihre Arme zittern. Warum führt sie sich so auf? Und warum nennt sie mich andauernd »Vater«, in diesem unechten, gepressten Tonfall, als spräche sie einen auswendig gelernten Bühnentext?

Da nähert sich unsere Nachbarin Lou mit ihrem gutmütigen Schäferhund. Ein willkommener Anblick. Lous Zuneigung zu Sally reicht fast zehn Jahre zurück, bis zu dem Tag, als diese ihr instinktives Mitgefühl für die wehrlosen Wesen dieser Welt entdeckte. Je hilfloser ein Mensch war, desto bereitwilliger schüttete Sally ihm ihr Herz aus. Mit den Opfern von Schlaganfällen und Alzheimer saß sie

im Village vor dem Pflegeheim; dem Betrunkenen, der in der Seventh Avenue zusammengebrochen war, brachte sie ein Stück Pizza vorbei. Ihr stärkstes Mitgefühl jedoch blieb kleinen Kindern vorbehalten. Ein Baby war für Sally ein Objekt der Verehrung. Es war, als hätte sie begriffen, welch heilloser Zerstörung das Leben eines Kindes in jedem flüchtigen Augenblick seines Daseins ausgesetzt ist, sogar noch vor aller Erinnerung, noch bevor sich auf biochemischer Ebene jener Charakter herausgebildet hat, der das Schicksal eines Menschen bestimmt. Wenn man ihr Gelegenheit dazu gab, behielt sie ein Neugeborenes stundenlang im Arm. Es war eine Wesensverwandtschaft, um die ich mir mitunter Sorgen machte, geradeso als wäre das, was sie tatsächlich in diesen Säuglingen erkannte, der Schlüssel zu einer Art Flucht drang in ihr selbst, den sie zu überwinden trachten müsse.

Damals wollte Lou nichts davon wissen. »Weißt du, was *nácheß* ist? Freudige Erfüllung. Davon hat das Mädchen mehr als genug. Sie ist jemand, der gibt, Michael. In einer Welt von Raffzähnen und Arschlöchern ist sie jemand, der *gibt*.«

Deshalb wirkt Lous Verhalten jetzt so verstörend. Sie winkt uns von weiter unten in der Straße zu, kommt bis auf drei Meter heran und bleibt unvermittelt stehen. Sie mustert Sally durchdringend, dann streckt sie, wie um einen bösen Geist abzuwehren, die Hände aus, reißt an der Leine ihres Schäferhundes und eilt davon.

Ihr Rückzug macht mich sprachlos. Sally dagegen scheint völlig unberührt. Ihre normalerweise warmen kastanienbraunen Augen sind glasig und dunkel, als wären sie mit Lack überzogen. Vermutlich aus Schlafmangel.



Ich frage sie, ob ihr etwas fehlt.

»Mir geht's gut.«

Und ich denke: Vermutlich hat Lou geglaubt, dass wir uns streiten, und wollte sich nur nicht einmischen.

»Bist du dir sicher? Du scheinst mir ziemlich angespannt zu sein. Du hast nicht geschlafen und die ganze Woche über kaum etwas gegessen.«

»Mir geht's gut.«

»Vielleicht solltest du heute Abend etwas langsamer machen, den Shakespeare eine Weile beiseitelegen.«

Sie presst die Lippen zu einem verächtlichen Laut zusammen und nickt widerstrebend.

Am Nachmittag treffe ich mich mit einem Freund, der von außerhalb kommt. Über ein paar Drinks tauschen wir Neuigkeiten aus, und auf dem Weg zum Abendessen kommen wir an unserem Haus in der Bank Street vorbei. Davor parkt in der zweiten Reihe ein Polizeiwagen. Er ist leer, das Blaulicht ausgeschaltet. Die Straße strahlt eine solche Ruhe aus, dass mir gar nicht in den Sinn kommt, irgendetwas könnte nicht stimmen. Eine ereignislose Nacht, die Polizisten werden sich wohl aus dem Staub gemacht haben, oder sie schauen bei dem Typen vorbei, dessen Dobermannpinscher den Nachbarn dauernd Anlass zu Beschwerden geben.

Wir setzen unseren Weg zum Restaurant fort, wo Pat schon auf uns wartet. Die anderen Tische im Raum, jeder mit einer brennenden Kerze versehen, sind leer.

Beim Abendessen finden Pat und unser Freund einen gemeinsamen Gesprächsstoff: Jeder der beiden hat eine schöne, aufsässige Stieftochter. Beide wissen Geschichten

zu erzählen – theatralische Selbstmorddrohungen, Verbrühungen mit Kaffee, das Brotmesser, mit dem sie sich die Hand aufgeschlitzt haben.

»Die Tochter meiner Frau ist die Liebe ihres Lebens«, scherzt er. »Ich bin nur die Mätresse.«

Pat pflichtet ihm mutig bei: »Es ist wie in einem schlechten Märchen. Die böse Stiefmutter. Die Letzte, die geliebt, und die Erste, die verteufelt und abgelehnt wird.«

Dabei widerspricht fast alles, was Pats Beziehung zu Sally ausmacht, dem Klischee von der bösen Stiefmutter. Sie quält sich ab mit Sallys Hausaufgaben, liefert sich auf Gedeih und Verderb ihren Launen aus und warnt sie vor den katastrophalen Folgen eines allzu stürmischen Vorpreschens in die Weiblichkeit – Warnungen, nach denen Sally unverkennbar hungert, selbst wenn sie nach außen hin Widerstand leistet. Doch nichts davon hat eines der durchgängigen Dramen in unserem Haushalt entschärfen können: Sallys Weigerung, zu glauben, dass Pats Zuneigung zu ihr aufrichtig ist. Sallys Sichtweise zufolge besteht das Hindernis darin, dass Pat sie niemals so lieben wird wie ein leibliches Kind – weder physisch noch emotional, niemals. Sie sei Pats Körper fremd, insofern also auch ihrem Herzen. Unsere Gegenargumente (dass die Nabelschnur nicht das einzige Bindeglied mütterlicher Anhänglichkeit ist, dass das Band zwischen ihr und Pat umso stärker ist, als es aus ihren tatsächlichen Lebensumständen hervorging, und schließlich, dass sie doch bereits eine leibliche Mutter hat) verstärken Sallys düstere Stimmung nur noch. »Erzählt mir keinen Stuss, ihr braucht euch gar nicht erst zu bemühen«, sagt sie unumwunden. »Es ist ein Naturgesetz.«

Nach dem Abendessen laufen wir die drei Minuten zur

Bank Street, wo wir uns von unserem Freund verabschieden und die Treppe hinaufsteigen.

Sally schläft auf ihrem Hochbett, zum ersten Mal seit Tagen sieht sie friedlich aus. Ihre lackierten kleinen Zehen ragen über den Bettrand, und ihr rechter Fuß, mit dem sie heute Morgen nach der Mülltonne getreten hat, ist leicht angeschwollen. Neben ihr liegt ihre Freundin Cass, die heute bei ihr übernachtet. Auch sie schläft. Sie schwitzt leicht.

Ich gehe in die Küche und bemerke, dass die Messer nicht an ihrem angestammten Platz auf der Arbeitsplatte liegen; vielmehr sind sie auf das höchste Regalbrett geräumt worden, hinter ein selten benutztes Service. Jede Klinge sitzt in ihrem Schlitz im Messerblock, die schwarzen Griffe sind zur Wand gedreht.

Ich versuche, mir die Veränderung zu erklären, als Pat sagt: »Da liegt ein Zettel. Du sollst Robin anrufen.«

Robin ist Sallys Mutter. Obwohl eine waschechte New Yorkerin, schwor sie dem Großstadtleben mehrere Jahre nach unserer Trennung ab und übersiedelte mit ihrem neuen Mann in eine abgelegene Gegend in Vermont. Die Kinder teilten wir nach Geschlecht auf: Sally zog zu ihrer Mutter aufs Land, wo sie die unteren Klassen der Highschool besuchte, während ihr älterer Bruder Aaron bei mir in der Großstadt blieb. Sally, so hofften wir, wäre in einer kleinen ländlichen Schule besser aufgehoben als in New York.

Aber es kam anders. In der Schule fühlte sie sich bald wieder als Außenseiterin, und ihr schon immer prekäres Verhältnis zu Robin nahm eine Wendung zum Schlechteren. Je stärker Sally sie herausforderte, desto passiver wurde Robin. Kampflös gewann Sally jede Schlacht (um Ta-

schengeld, Ausgangssperren und so weiter), bis es nichts mehr gab, wofür zu kämpfen sich lohnte, und sie verzweifelt darauf wartete, von ihrer erschreckenden Frühreife erlöst zu werden. Robin wusste nicht ein noch aus, sie befand sich in einem Erschöpfungszustand unaufhörlicher Kapitulation. Und doch – je sinnloser ihre Schlachten wurden, desto verbissener focht Sally sie aus. Sie strafte ihre Mutter dafür, dass diese ihr genau die Freiheit gewährte, nach der sie verlangte, und forderte doch zugleich mehr Freiheit, mehr Macht, mehr ... Im Grunde erkämpfte sie sich ihr eigenes Elend. Es konnte nicht ausbleiben, dass sich Sally einer Gruppe Älterer anschloss: verrostete Autos, verschlüsselte Liedtexte über zerfetztes Fleisch und Metall, unbefestigte Straßen ins Nirgendwo. Ihr Bauchnabel verfärbte sich schwarz, als sie, angeblich, um sich zu piercen, mit einer Nähnaedel auf ihn einstach. Nach zwei Jahren in Vermont kehrte sie mit dreizehn nach New York zurück, um bei Pat und mir zu wohnen.

Ich wähle Robins Nummer. »Sally ist heute Nacht von der Polizei aufgegriffen worden«, sagt sie.

Und mit einem Mal wird mir klar, dass der Streifenwagen, der vor dem Haus geparkt hatte, Sallys wegen da gewesen war. In demselben Moment, als mein Freund und ich unbekümmert am Haus vorbeischlenderten, waren die Beamten hier in der Wohnung gewesen und hatten die Messer in Sicherheit gebracht.

»Hast du mit ihnen gesprochen?«

»Mit der Polizei? Ja, das habe ich allerdings. Sie haben gesagt, Sally und Cass hätten sich auf der Straße ziemlich verrückt aufgeführt, und da hätten sie entschieden, dass die Mädchen zu Hause besser aufgehoben seien.«